



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

arme Deutschland verhängt sein möge, sicher wird der wachsende Verkehr die deutschen Länder immer näher zusammenrücken; die Volksstämme aus Nord und Süd werden immer mehr nicht bloß die Waaren, sondern auch die geistigen Güter mit einander tauschen und glücklich auf einander einwirken. Dann wird sich auch der Oldenburger als ein sehr tüchtiges Glied der großen deutschen Völkergemeinschaft erweisen.

W o c h e n b e r i c h t.

Evangelisch oder paritätisch? — Man ist daran gewöhnt, gerade von conservativer Seite die Ansicht vertreten zu sehen, der europäische Staat, also auch der preussische sei ein specifisch christlicher, während der Liberalismus vom Staat eine gewisse Neutralität in religiösen Sachen verlangt und das eigentliche Staatsleben vom kirchlichen Leben zu sondern strebt. Es sind in dieser Frage in der letzten Zeit neue Gesichtspunkte aufgestellt worden, die eine Uneinigkeit in der conservativen Partei hervorgerufen haben. Der Rundschauer der Kreuzzeitung hat aus Preußen einen evangelischen Staat gemacht, dagegen erhebt sich in derselben Zeitung eine conservativ katholische Stimme, welche auf's Lebhafteste gegen diese Bezeichnung protestirt, und für Preußen die vollständige Parität der beiden Confessionen in Anspruch nimmt. Wollte man das nur im Sinn des westphälischen Friedens verstehen, so ließe sich dagegen Nichts einwenden. Die katholische Kirche hat in Preußen bestimmte Rechte und Privilegien, an freier Religionsübung steht sie der evangelischen vollkommen gleich, der Staat hat sich wenigstens bis zu einem gewissen Grade zu ihrem Schutz gegen feindselige Angriffe verpflichtet, — welchen Schutz er freilich nicht weiter ausdehnen kann, als den Schutz, den er seiner eigenen Kirche zu Theil werden läßt; und auf die politischen Rechte hat es keinen Einfluß, ob man sich zur katholischen oder evangelischen Confession bekennt.

Allein der Anspruch auf Parität scheint sich weiter ausdehnen zu wollen. Wenn wir auch von der schwerlich ernst gemeinten Forderung absehen, daß die Besetzung der Staatsämter aus beiden Confessionen gleichmäßig, oder wenigstens im Verhältniß zur Bevölkerungszahl erfolgen soll, so bleiben doch noch so manche Punkte übrig, die wir nicht stillschweigend hinnehmen können, wenn sie auch vorläufig nur ideeller Natur sein sollten.

Zunächst ist der Umstand in Betracht zu ziehen, daß die evangelische Kirche keineswegs eine so unabhängige Basis hat, als die katholische. Sie ist abhängig vom Landesherrn, und da dieser doch nicht als eine isolirte Person, sondern als innig verwachsen mit dem gesammten Staatsleben betrachtet werden muß, abhängig vom Staat. Wäre also im Staatsleben eine factische Parität festgestellt, so würde dadurch die evangelische Kirche in eine viel schlimmere Lage versetzt, als die katholische. Dem könnte freilich dadurch abgeholfen werden, daß der Staat der evangelischen Kirche eine Verfassung octroyirte, die sie unabhängig machte. Es sind auch mehrfache Versuche nach dieser Richtung hin angestellt worden, sie haben aber bis jetzt keinen Erfolg gehabt, und es ist auch wenigstens für die nächste Zeit kein Erfolg abzusehen.

Ein zweiter Umstand ist folgender. Eine wirkliche Anerkennung der einen Kirche durch die andere streitet gegen die Natur der Sache. Wenn wir auch glauben, daß die Zeit die ursprünglichen Gegensätze so weit neutralisirt hat, daß man den positiven Gegensatz zwischen den beiden Kirchen, wodurch die eine in vielen wesentlichen Punkten die unbedingte Negation der andern ist, durch Toleranz verdecken könnte, so bleibt doch ein Punkt, der keine Ausgleichung zuläßt. Die katholische Kirche hält sich für die allein orthodoxe, und kann daher keine andere Kirche neben sich anerkennen. Der katholische Staat kann also gegen die Andersgläubigen nur Duldung ausüben. Auf der andern Seite wäre die evangelische Kirche zwar fähig, andere Kirchen neben sich gelten zu lassen, sie ist aber nicht fähig, den Anspruch der einen unter ihnen gelten zu lassen, daß sie die allein rechtläubige sei. Je energischer also die Religiosität sich geltend macht, desto weniger ist der Staat im Stande, zugleich katholisch und evangelisch zu sein; er muß zwischen beiden Kirchen wählen.

Die Feststellung des Charakters eines Staats, ob er katholisch oder evangelisch sei, kann weder ausschließlich aus der Confession der Dynastie, noch ausschließlich aus den Bevölkerungsverhältnissen hergeleitet werden, obgleich beide Umstände wesentlich in Betracht gezogen werden müssen. Was das Erste betrifft, so ist z. B. Sachsen entschieden ein evangelischer Staat, obgleich der Hof katholisch ist, und dies wird auch formell durch die Bevollmächtigung der Minister in Evangelico ausgedrückt, und was das Letztere betrifft, so wird man zugeben, daß z. B. Rußland und Oestreich viele Stämme zu ihren Unterthanen zählen könnten, die nicht der Landesreligion angehörten, ohne daß dadurch in ihrem wesentlich kirchlichen Charakter etwas geändert würde.

Die Hauptsache ist das historische Leben, das sich in einem Staat entwickelt hat. Dies ist aber unzweifelhaft das evangelische. Die wesentlichsten Souverainitätsrechte beruhen auf dem evangelischen Kirchenrecht. Die katholischen Provinzen sind später erworben, sie sind allerdings in der freien Ausübung ihrer Religion sicher gestellt, aber sie haben sich im Wesentlichen den leitenden Staatsideen fügen müssen. Der Rechtsgrundsatz, daß der klösterliche Eid vom Staat als unverbindlich betrachtet wird, daß die Einwendungen des kanonischen Rechts eine Ehe staatlich nicht annulliren u. s. w., das alles sind Symptome des protestantischen Staats, und Preußen kann sie nicht aufgeben, ohne sich selbst aufzugeben. Denn nach dem evangelischen Kirchenrecht sind die klösterlichen Gelübde, so wie die kanonischen Bestimmungen über die Ehe unverbindlich, und der Staat spricht mit seinen Bestimmungen nur aus, was der Inhalt seines kirchlichen Bewußtseins ist.

Wirkliche Parität ist nur in einer Föderativrepublik möglich; Monarchen wie Centralrepubliken bedürfen einer leitenden Idee, und diese muß sich auch in den kirchlichen Formen ausdragen.

Man muß auf diese Umstände jezt mehr als je aufmerksam machen, weil die katholische Kirche eine Thätigkeit entwickelt, die wesentlich aus dem Schein des paritätischen Stillebens heraustritt. Die Missionsreisen der Jesuiten erinnern uns gerade durch die Ostentation, mit der sie betrieben werden, lebhaft daran, daß wir in den Augen der alleinseligmachenden Kirche noch immer Keger sind. Diesen Eroberungsgelüsten gegenüber wäre es eben so unlogisch als schädlich, den Anschein der Neutralität anzunehmen zu wollen. Preußen muß sich fortwährend daran erinnern, daß sein historisches Leben mit dem Protestantismus zusammen fällt, und daß jede Eroberung der kathol.

lischen Kirche auf seine Kosten geschieht. Wir haben in früherer Zeit auf die Formen, in denen der protestantische Geist sich regte, z. B. auf die Gustav-Adolphs-Vereine, nicht viel gegeben; aber der Sinn, der sich in ihnen, so wie in ihrem Verhältniß zur preussischen Regierung aussprach, war ein vollkommen richtiger: Preußens Bedeutung für Deutschland beruht wenigstens zum großen Theil auf seinem Charakter eines protestantischen Staats.

Aus Stettin. — Unfre norddeutsche Handelsstadt ist krank an ihrem Lebensnerv. Die Jahre 1848 und 1842 waren trotz der Handelsperre für das Waarengeschäft günstiger, als die letzten beiden Jahre, und seit 1847, wo der hiesige Verkehr seinen Höhepunkt erreicht zu haben scheint, sind wir zurückgegangen. Die größere Benützung des Elbcourses, die durch die Eisenbahnverbindung veränderte Waarenversendung, der seit der Aufhebung der Kornzölle in England beseitigte Vorzug der Ostseeküste in Verproviantirung dieses Landes, die Begünstigung der Rübe vor dem Zuckerrohr durch Schutzzölle, der Versandt binnenländischer Kohle auf der Eisenbahn, dieses Alles hat hauptsächlich zur Verringerung des Verkehrs beigetragen. Unfre Schiffswerften sind vollständig verödet und die allmählich zur Auction gebrachten und um die Hälfte des Preises verkauften Schiffe legen dar, daß zugleich diese so wichtige Nahrungsquelle für die Küste verstreßt, da die verloren gehenden Schiffe nicht ersetzt werden. Das ist um so auffallender, da die Aufhebung der Navigations-Akte auch der preussischen Handelsflagge einen größern Wirkungskreis gewährte, der beim niedrigen Stande der Früchte jedoch einen höchst ungenügenden Erfolg erreichen ließ. Je mehr der gesunde Boden des Geschäftes zu schwinden beginnt, je mehr greift wie an anderen Handelsplätzen die Epidemie des Lieferungs-Geschäftes in Getreide, Spiritus und Del auch hier um sich, was dem Credit des Handelsplatzes tiefe Wunden schlägt. Die Phantasie läßt hinter Champagner-Flaschen und der Perspective einer Theater-Loge das Gespenst einer Hungerpest oder das lieblichere Bild einer gesegneten Ernte hervortreten, man speculirt nach diesen entgegengesetzten Spiegelbildern à la hausse oder à la baisse, bis die schlaflosen Nächte, das bleiche Antlitz die Entnüchterung dem kundigen Auge verkündigen und Bönhafen und Mäkler mit der Schnelle des Telegraphen auf den Comptoirs die Nachricht verbreiten, der und der will reguliren. Jetzt offenbart sich die Misère in den gebotenen Procenten auch dem blödesten Auge, die Interessenten vereinigen sich unter der Hand, um das vielleicht Alles verzehrende Concours-Verfahren zu verhindern, und der jähe Fall verblutet sich allmählich. Stettin hat zu viele Kaufleute, weil die Geschäfte auf den Comptoirs überwiegend mit Lehrlingen betrieben werden, die nach Beendigung der Lehrzeit schwer ein Unterkommen finden und genöthigt sind, sich vorzeitig zu etabliren, um sich zu ernähren. Je mehr die Bedürfnisse steigen, je mehr eine gewisse Linie der Ausgaben des Standes halber innegehalten werden muß, je unbedeutender oft die dem Geschäfte zu Grunde liegenden Capitalien, der gebotene Credit sind, je bedenklicher erscheint ein solches etablirtes Geschäft, und mancher ist sich nach kurzer Zeit förmlich auf, ohne große Verluste zu erleiden, weil ihm die Mittel fehlen.

Seit dem Winter haben wir auch königliche Polizei erhalten, welche von den Ruhe und Ordnung liebenden Bürgern der Stadt so sehnüchlich erfleht wurde. Die Straßen sind auch wirklich tugendhafter geworden; unter den Töchtern der Prostitution haben zahlreiche Ausweisungen stattgefunden, die Gebornen werden genau polizeilich inscribirt, die

Fremden richtig registrirt, die Tanz- und Wirthshäuser schärfer controlirt, kurz, der ganze großartige Apparat eines Alles beobachtenden und überwachenden Polizei-Mechanismus ist ins Leben getreten. Leider hat der Ruhe und reine Straßen liebende Bürger erst zu spät erfahren, daß er diesen vergrößerten Apparat mit einem großen Hause für die Polizeiverwaltung von circa 30,000 Thln., neuen Beamten zc. aus seiner Tasche bezahlen soll, während er früher sich dem süßen Traum überließ, es werde die ganze großartige Veränderung aus dem allgemeinen Staatsfädel erfolgen. Obwol die Väter unsrer so sehr in Anspruch genommenen Stadt, in Berlin Schritte thaten, um diese Stettin erwachsenden bedeutenden Ausgaben zu beschränken, so ist doch dieses Streben vergeblich gewesen.

Aus England. Obgleich es immer noch nicht festbestimmt ist, wann das gegenwärtige Parlament aufgelöst werden wird, so betreiben doch bereits alle Parteien auf das Thätigste ihre Zurüstungen zu den bevorstehenden allgemeinen Wahlen. Offene Sendschreiben an die Wähler, oder Besprechungen mit ihnen sind an der Tagesordnung, und die Parlamentsverhandlungen selbst werden mehr mit Rücksicht auf die nächsten Wahlen, als zur Förderung der legislatorischen Geschäfte geführt, eine Anomalie, die durch die dem Ministerium durch die Lage der Dinge aufgedrungene Unthätigkeit sehr begünstigt wird. Vor vierzehn Tagen trat Sir James Graham vor seine Wähler, vorige Woche hat Lord J. Russell an die Wähler der City von London ein Rundschreiben erlassen, in welchem er sie für den Fall der Auflösung des Parlaments um die Fortdauer ihres Vertrauens und die Erneuerung seines Mandates als ihr Vertreter bittet. Beibehaltung und weitere Ausbildung der Freihandelspolitik, dagegen entschiedene Opposition gegen jeden Versuch durch fiskalische Einwirkung die Kornpreise zu erhöhen, Entfernung der kostspieligen Formalitäten, welche den Verkauf von Grundbesitz erschweren, Erleichterung der auf der Rbederei ruhenden Lasten, Ausdehnung des Wahlrechts, Unterstützung der Anstrengungen der Privaten für Erziehungsanstalten durch den Staat, vollständige Durchführung der Judenemancipation: das sind die Hauptpunkte seines Programms für die nächste Session des Parlaments. Zu gleicher Zeit fordert er alle Schattirungen der liberalen Partei auf, sich mit Beiseitsetzung aller kleinen Meinungsdivergenzen unter einem Banner zusammenzuschaaeren, um in dem großen bevorstehenden Kampfe die Sache des Freihandels und der Reform mit Erfolg durchzusetzen. Der Ton in welchem diese Adresse von den Organen der verschiedenen liberalen Fraktionen besprochen wird, zeigt, daß die Erkaltung in der Stimmung eines Theiles der liberalen Partei gegen ihren alten Führer, eine Erkaltung, die wir vor einiger Zeit mehrmals hervorzuheben Veranlassung fanden, bereits wieder aufgehört hat. Daily News, die am bittersten in ihren Klagen über die Unentschiedenheit von Lord John Russell's ministerieller Politik war, und das anerkannte Organ der am weitesten vorgeschrittenen Reformen ist, spricht sich jetzt mit großer Wärme über die großen Verdienste Lord Russell's aus, und rath ihren Freunden, die Schwächen und Unterlassungssünden des Veteranen der liberalen Partei über den großen Diensten, die er doch im Ganzen der liberalen Sache geleistet, zu vergessen, und ihn mit ihrer ganzen Macht zu unterstützen. Denselben Beschluß faßte bereits eine Versammlung der liberalen Wähler der City, obgleich eine kleine Opposition Anfangs widersprach, zuletzt aber doch nachgab. Die politischen Persönlichkeiten nutzen sich in England nicht so rasch ab, als auf dem Conti-

nente, nicht etwa, weil sie selbst von robusterer Natur sind, sondern weil der Engländer die Politik als ein Geschäft, und nicht als einen Unterhaltungsstoff, und den praktischen Staatsmann als einen Geschäftsmann, der eine wichtige und schwierige Pflicht im Staate zu erfüllen hat, nicht als einen Komödianten, der das liebe Publicum in Aufregung erhalten und amüsiren soll, betrachtet. Man verzeiht gelegentliches Mißlingen, weil man weiß, wie wenig oft das größte Talent gegen die Hartnäckigkeit gegebener Verhältnisse auszurichten vermag, und der nüchterne Verstand der Engländer verlangt nützliche Dienste, nicht aber, daß der Staatsmann jede Saison mit einer neueinstudirten Rolle auftrete und einen neuen dramatischen Effect gelernt habe. Wir verzeihen dagegen selbst das unverschuldete Mißlingen nicht, und betrachten es als einen stümperhaften Verstoß gegen die ideale Rolle, die wir für unsere politische Persönlichkeit ausgedacht haben; wir verlangen von ihr Abwechselung und immer steigende Effecte, verurtheilen den Charakter, so wie er unsere Phantasie in Aufregung zu erhalten aufhört, erklären ihn für abgenutzt, und werfen ihn unter den alten Plunder, um nach einem neuen Spielzeug zu greifen.

Viel tiefer in die gegenwärtige Lage eingreifend als die Programme der Whighefs — da ihre Stellung zu den Tagesfragen eine längst bekannte ist — sind die Erklärungen, welche die beiden wichtigsten Mitglieder des Ministeriums, Graf Derby und Herr Disraeli, in den letzten vierzehn Tagen gegeben haben. Bis jetzt war es rein unmöglich gewesen, sich aus ihren Aeußerungen eine bestimmte Vorstellung von dem politischen Programm des Ministeriums zu machen, da sie sich in beständigem Widerspruch mit einander und mit sich selbst befanden. Kurz nach der Uebernahme des Portefeuilles erklärte Lord Derby, er halte die Erhebung eines Zolles auf Getreide und andere Einfuhrartikel für sehr wünschenswerth, getraue sich aber nicht, eine solche Maßregel ohne eine sehr allgemeine Ueberzeugung von ihrer Nützlichkeit vorzuschlagen. Einige Tage nach dieser Erklärung äußerte der Kanzler der Schatzkammer bei seiner Wiederwahl in Buckinghamshire: eine vollständige und ausreichende Entschädigung des ackerbauenden Interesses für die erlittene Benachtheiligung sei unbedingt nothwendig, und die einfachste Entschädigung sei ein Getreidezoll. Als hierauf Disraeli dem Unterhaus das Jahresbudget vorlegte, hielt er den wohlthätigen Folgen des Freihandelsystems eine glänzende Lobrede. Zu dieser Rede, die allgemeinen Beifall bei den Gegnern des Ministeriums fand, und bei seinen Anhängern bange Angst vor der Zukunft erregte, lieferte jedoch Lord Derby sehr bald ein Supplement. Bei einem dem Ministerium vom Lord Mayor gegebenen Festmahl sagte er in einer Rede, sein College, der Schatzkanzler, habe etwas weggelassen, was nicht gut in eine finanzielle Darlegung passe; er habe über die Vortheile und die Nothwendigkeit eines Compromisses zu Gunsten des Grundbesitzes, als Entschädigung für die dem Consumenten über den Producenten gegebenen Vortheile geschwiegen. Dazu erklärte auch der Schatzkanzler nachträglich im Unterhause: er sei ganz und gar mißverstanden worden — er habe in seiner Rede bei Vorlegung des Budgets keine Ansichten ausgesprochen, sondern nur Thatfachen mitgetheilt; zu denjenigen Meinungen, die er als Mitglied der Opposition aufgestellt und vertheidigt, bekenne er sich auch jetzt noch, und gedenke nach ihnen zu handeln. Diese beständigen Widersprüche, nur darauf berechnet, der eigenen Partei die durch die Gewalt der Verhältnisse gezwungene Befehung zu der Freihandelspolitik weniger empfindlich fühlbar zu machen, machten das Bedürfniß, etwas Bestimmtes über die Politik

des Ministeriums zu erfahren, immer dringender, aber lange blieben alle Versuche, ihm eine offene Erklärung abzunöthigen, erfolglos, und erst am 24. Mai, bei Gelegenheit der Debatte im Oberhause über die Verlängerung der Einkommensteuer sprach Lord Derby das erste entscheidende Wort. Die Opposition drang so lange in ihn, bis er sich zu der Erklärung herbeiliess, daß er die Wiedereinführung des Getreidezolls zur Erleichterung des Nothstandes der ackerbaureibenden Klassen zwar nicht für nothwendig, aber doch für wünschenswerth halte, daß aber diese Einführung ganz von der Entscheidung der Wählerschaften über ihre Angemessenheit abhängig sei. Außerdem aber setzte er noch hinzu: „Nach dem, was ich seit meinem Amtsantritt gesehen und gehört habe, bin ich der Meinung, daß sich zu Gunsten der Wiedereinführung des Zolls auf ausländisches Getreide im nächsten Parlament nicht die überwiegende Majorität finden werde, die ich zur Durchführung einer solchen Maßregel für unumgänglich nothwendig halte.“ Um jedoch seine eigene protectionistische Partei nicht ganz leer ausgehen zu lassen, gab er noch die nachträgliche Erklärung ab, daß er, im Fall sich eine Majorität für die Einführung des Kornzolls im neuen Parlamente finden sollte, mit diesen Maßregeln nicht zögern werde. Da eine solche Eventualität nach des edlen Lords eigenem Geständniß außer aller Frage ist, so ist man auf den ersten Blick geneigt, die Erklärung in jeder praktischen Hinsicht als ein vollständiges Aufgeben der Schutzzollpolitik zu betrachten. Aber sie läßt auch noch eine andere Deutung zu, deren Berechtigung der Argwohn ist, den Graf Derby durch sein bisheriges doppelzüngiges Benehmen, seine bekannte Halsstarrigkeit und sein offen an den Tag getretenes Bestreben erregt hat, sich durch anscheinenden Gehorsam gegen den Ausspruch der öffentlichen Meinung, erst eine Majorität zu erwerben, und dann die so erlangte Majorität zur Durchsetzung von Ansichten, an denen er immer noch treu fest zu halten behauptet, zu benutzen. Dann erhielt auch Disraeli's Wahlmanifest, von dem wir sogleich sprechen werden, eine ganz eigenthümliche Bedeutung.

Der geistreiche Schatzkanzler hat die Pfingstfeiertage zur Ausarbeitung eines Sendschreibens an seine Wähler — er ist Mitglied für die Grafschaft Buckingham — benutzt, das seiner ganzen Fassung nach als ministerielles Manifest zu betrachten ist, und jedenfalls nur, nachdem es der Prüfung des ganzen Cabinets unterlegen hat, veröffentlicht wurde. Der Hauptpunkt darin ist eine vollständige und definitive Aufgabe der Schutzzollpolitik. „Die Zeit ist vorüber, wo die Nachtheile, unter welchen die großen producirenden Interessen leiden, durch eine Rückkehr zu den Gesetzen, welche vor 1846 sie vor solchen Unfällen schützten, vermindert oder beseitigt werden können. Der Geist der Zeit verlangt freien Verkehr, und kein Staatsmann kann straflos den Genius der Epoche, in der er lebt, mißachten.“ Das ist die Leichenrede des Kornzolls. Er ist todt und begraben, um nie wieder aufzustehen. Sechs Jahre lang hat Disraeli im Parlament gegen eine Politik gedonnert, die er jetzt für die einzigmögliche erklärt, seit sechs Jahren hat er mit unermüdlicher Thätigkeit eine Partei nach einem Programm geworben, das er jetzt für unvernünftig und unzeitgemäß erkennt, sechs Jahre hat er die hungernden Pächter über das lange Verweilen in der Wüste des Freihandelsystems mit glänzenden Schilderungen des Canaans der Schutzzölle getörscht, in das sie unter seiner Führung einziehen sollten, und jetzt, wo sie hoffnungsfreudig dem Ziele entgegen-eilen, zerfließt es in eitel Dunst und Nebel wie eine trügerische *fata morgana*, und nichts bleibt übrig, als die etwas entfernte Aussicht auf Abhilfemaßregeln, deren Be-

beschaffenheit er jedoch weislich sehr im Unklaren läßt. „Revision unsres Steuersystems“ heißt die neue Parole des Schatzkanzlers. „Die Zeiten sind einem solchen Unternehmen günstig; richtige Ansichten über Besteuerung sind allgemeiner als früher; mächtige Einflüsse sind thätig, welche neue Phänomene in dem Finanzwesen hervorgebracht, und die ganze Beschaffenheit der fiskalischen Welt verändert haben; und die Möglichkeit, die Lasten der Staatsgemeinde durch neue Vertheilung oder Erleichterung zu vermindern, scheint in der Zukunft zu dämmern.“ Diese in der Zukunft scheinbar dämmernde Möglichkeit von Steuererleichterung ist Alles, was von den großsprecherischen Verheißungen des ehemaligen Apostels des Schutzzolls übrig geblieben ist.

Wie stehen nun die Führer der Protectionisten zu ihrer Partei? Die Gewalt der Thatfachen hat sie gezwungen, Punkt für Punkt ihr altes Glaubensbekenntniß aufzugeben und anzuerkennen, daß ihre mit so großer Bitterkeit bekämpften Gegner Recht haben. Nun darf man aber nicht vergessen, daß dieses Glaubensbekenntniß von der Nothwendigkeit des Kornschutzzolls das einzige Band war, das sie als Partei zusammenhielt, der einzige Punkt, der sie von der großen Masse der übrigen Conservativen unterschied. Auf Grund dieses Glaubensbekenntnisses haben sie gegen das vorige Ministerium intriguiert, abgestimmt und sich Anhänger erworben; nur mit diesem Glaubensbekenntnisse sind sie dem Lande als politische Charaktere bekannt. In der Opposition hat es ihnen gute Dienste geleistet, doch der Besitz des Portefeuilles zeigte ihnen bald die Nothwendigkeit, ihm zu entsagen. Sie thuen es mit Zögern und Widerwillen, denn sie verlegen damit die Verpflichtungen, die sie als Führer gegen ihre Anhänger übernommen haben, sie fühlen sich in ihrem Selbstgefühl verwundet, indem sie selbst bekennen müssen, daß sie Jahre lang in der Irre herumgewandelt sind. Schon das erklärt die zweifelhafte Doppelrolle, die Lord Derby und Disraeli dem Lande gegenüber spielen. Der Letztere, von schärferen Geiste und größerer Gewandtheit, weiß sich rasch in die neue Rolle zu finden, und soll das Mißtrauen, welches die von der nothwendigen Fortdauer des Freihandelsystems überzeugten Conservativen gegen das Ministerium hegen, durch seine glatte Zunge beseitigen. Lord Derby dagegen, den Belehrungen der Erfahrung weniger zugänglich, und von größerer Hartnäckigkeit, kann sich nicht enthalten gelegentlich einen sehnächtigen Blick nach den Schutzzollzeiten zurückzuwerfen, und vorübergehend sogar an ihre Rückkehr zu glauben. Ihm ist die Rolle zurückgewiesen, die Protectionisten bei der Fábne zu erhalten. Zu einer so zweideutigen Rolle ist der auf seine Ritterlichkeit so stolze Edelmann herabgesunken. Vor sieben Jahren nannte er das Peel'sche Ministerium eine organisirte Heuchelei. Wo ist die organisirte Heuchelei jetzt?

Unter den bisherigen Anhängern Lord Derby's zeigen sich bereits Symptome des Abfalls. Ein Cabinetsmitglied, Graf Hardwicke, hält sich bereits seit länger als einer Woche von den Cabinetsberatungen fern, und man behauptet allgemein, daß seine Unzufriedenheit über die neue antiprotectionistische Richtung der beiden Hauptpersonen des Ministeriums die Ursache seines Wegbleibens sei. Vorige Woche hielten zwei protectionistische Parlamentsmitglieder, Sir Montagu Cholmeley und Herr Christopher in Gainsborough eine Ansprache an die Wähler von Nordlincolshire, klagten laut über Lord Derby, daß er sie bitter getäuscht habe, und erklärten, sie würden ein Cabinet nicht unterstützen, daß entweder seine eigene Politik nicht kenne, oder nicht enthüllen wolle. Jedenfalls werden die neuesten Erklärungen Disraeli's diese Abfälle noch vermehren. Andererseits ist seine Befehung zum Freihandel nicht geeignet dem Ministe-

rium neue Anhänger zu erwerben. Wenn er auch vollständig befehrt ist, sein Chef ist immer noch nur halb befehrt und ist bereit, bei einer allerdings unwahrscheinlichen Majorität für den Kornzoll, denselben wieder einzuführen. Wie, wenn nun Disraeli eine ministerielle Majorität durch Hilfe seines freihändlerischen Programms zusammenbrächte, und Lord Derby diese Majorität als eine Erklärung betrachtete, daß das Land seinem Ministerium Vertrauen schenke, und es ihm überlasse, den Schutzzoll wieder einzuführen, wenn er den Zeitpunkt für geeignet halte? Diese Gefahr macht es allen freihändlerischen Conservativen unmöglich, dem ministeriellen Candidaten ihre Stimme zu geben. Eine freihändlerische, wenn auch conservative Majorität dagegen wird nicht geneigt sein, die Zügel der Regierung lange in den Händen eines Mannes zu lassen, der die ihm von den Willen des Landes vorgeschriebene Politik im besten Falle nur mit innerer Abneigung und unter beständigen Protesten in Anwendung bringt.

Pariser Botschaften. — Die Diplomatie und die Politik gehen wie Paris ins Bad, und wenn die weltenlenkende Politik nicht sauberer wird, so kann man wenigstens nicht über Mangel an Reinigungsversuchen klagen. Daß die Verhältnisse nicht ganz klar sind, daß es Louis Bonaparte nicht ganz wohl zu Muthe ist, das drückt sich in der Atmosphäre aus, das sieht man jedem gouvernementalen Acte so wie jeder Unterlassung an. Wem aber noch der leiseste Zweifel geblieben, der wird sich gern unserer Meinung anschließen, wenn er überlegt, daß jetzt sogar die Reserve der Diplomatie, die Elite der politischen Intriguen, das heißt die Frauen ins Treffen geschickt werden. In Paris, wo die weibliche Welt, selbst während der heftigsten Erschütterung, nie aufgehört hat der Mittelpunkt sämtlicher Interessen und Intriguen zu sein, beginnt die eigentliche Wirksamkeit der Frauen dort, wo die Weisheit der Staatsmänner aufhört, das heißt gleich am Anfange. Es ließe sich eine ziemlich pragmatische Geschichte Frankreichs mit der Geschichte des weiblichen Einflusses geben, es mag sich nun um den Salon, um die Regierungscabinete, um die Redactionsstuben, oder um noch intimere Cabinete handeln. Die Frauen halten die Fäden der diplomatischen Intriguen und der ministeriellen Finessen in ihren Händen, und nur der Klerus ist zeitweilig stärker als die Frauendiplomatie, weil er sich hinter diese steckt und weil er seiner Natur nach gern anonym bleibt, und der weiblichen Eitelkeit keine Concurrenz macht. Also die Noth muß nicht gering sein, denn die Regierung hat sich entschlossen den wirksamen Schutz der Frauendiplomatie anzurufen und die Missionen der Fürstin Lieven, der Gräfin KalerGIS und anderer noch hier weitender Egerten, bezeichnen eine neue Phase, in welche die staatsstreiche Entwicklungsgeschichte Frankreichs getreten. Die beiden Damen, welche an der Spitze des diplomatischen Reservecorps stehen, sind ganz geeignet die Rolle zu spielen, die man ihnen zumuthet. Sie sind in den Geschäften aufgewachsen und haben sich von jeher in einer Atmosphäre bewegt, welche sie mit den Schwierigkeiten und Kämpfen der Diplomatie vertraut machen konnte. Der Salon der Md. Lieven hat nie aufgehört ein Bazar, ein kosmopolitisch diplomatischer Club zu sein, in welchen Alles gezogen wurde, was nur irgend einen Titel zu dieser Auszeichnung aufzuweisen hatte. Md. Lieven versteht der *utile cum dulci* vortrefflich, und die unge störte Ruhe, mit welcher sie ihre Verbindungen und Negotiationen unter allen Regierungen fortsetzen durfte, beweist wieder einmal, daß man Talleyrand viel zu viel Ehre erwiesen. Und Md. Lieven hat in unseren Augen einen Vorzug, sie hat oft

Menschen getäuscht, sie hat nach Umständen nicht einmal davor zurückgeschreckt ihren ältesten und intimsten Freund, den Verfasser der „Geschichte der europäischen Civilisation,“ l'austère Mr. Guizot, hinter's Licht zu führen, aber sie ist ihren Grundsätzen, der Religion des despotischen Hochtorysmus treu geblieben und sie hat selbst ihre Sympathien für den russischen Hof weder verläugnet, noch auch nur zu verbergen gesucht. Md. Lieven verstand es alle Regierungen Frankreichs zu benutzen, sie wußte sich allen Ministern (horribile dictu!) wo nicht unentbehrlich, doch angenehm zu machen, ohne eine einzige Falte auf der Jupiterstirne hervorgerufen zu haben. Auch Ludwig Bonaparte ist ihr wohlaffectionirter Freund und Md. Lieven gelang es, ihr intimes Verhältniß zum Prinzpräsidenten zu retten, selbst während sie mit etwas weiblicher Coquetterie und nicht allzu diplomatischer Kühnheit eine unverkennbare Verachtung der Umgebung des Präsidenten an den Tag legt, der militärischen sowol als der bürgerlichen. Bloss zu Gunsten des Herrn von Persigny wird eine Ausnahme gemacht, und das ist nicht zu verwundern, denn erstens ist er wirklich der talentvollste, vielleicht der einzige talentvolle Rathgeber des Präsidenten, und zweitens verdient derselbe besondere Rücksicht, weil Louis Bonaparte wirkliche Freundschaft für ihn fñhlt. Also Md. Lieven ist wie geschaffen für die Sendung, die sie übernommen, sie hat dem Kaiser unzweideutige langjährige Beweise ihrer Ergebenheit gegeben, und auch der Präsident hat keinen Grund, an ihrer Freundschaft zu zweifeln. So wie sich aber die Sachen jetzt verhalten, konnte die edle Dame doch nicht ohne Zagen ihre diplomatische Badereise angetreten haben. Die Ansichten des Kaisers von Rußland sind bekannt: es kann heute Niemand mehr daran zweifeln, daß er der radicalste Staatsmann von ganz Europa, wenn gleich im royalistischen Sinne, Louis Napoleon ist ganz das Gegentheil: er hat sich, seinem ausgesprochen socialistisch-reformatorischen Naturel zuwider, bloss darum der Reaction unbedingt angeschlossen, weil er sich mit der Hoffnung schmeicheln durfte, diesem Opfer die Verwirklichung seiner fatalistischen Träume zu verdanken. So wie aber die Reaction, die Mutter und Tochter der heiligen Allianz, in der Legitimität mehr und liebere Bürgschaften zu sehen verräth, hört für Louis Bonaparte der Grund zum Zwange auf, und er geht Arm in Arm mit Persigny, um die gesammte europäische Reaction in die Schranken zu fordern. Wollen die europäischen Continentalmächte in Frankfurt bloss ein Provisorium bilden, dann wird Louis Bonaparte Nichts abhalten, das Provisorium auf ganz Europa auszudehnen. Dies erkennt die Fürstin Lieven, und darum unterzieht sie sich ihrer diplomatischen Mission aufrichtig, obgleich nicht ohne Angst, eben weil sie auf beiden Seiten nicht zu überwindenden Ultimaten zu begegnen fürchtet. Die schöne Gräfin Kalergis betrachtet ihre Aufgabe mehr vom Dilettantenstandpunkte. Ihr ist das Ziel Nichts und das Mittel Alles, sie sucht Emotionen, Befriedigung ihrer künstlerisch-leidenschaftlichen Natur, und was ihr die Liebe, die Kunst, die Religion und die Frivolität nicht gegeben, das hat sie schon zu verschiedenen Malen und gleich an der Pforte ihres ereignisreichen und interessanten Lebens bei der Politik gesucht. Md. Kalergis ist darum kein zu verachtender Bundesgenosse, denn sie ist schön und reizend genug, um sich zu erlauben, ihren Geist zu verbergen, so oft es ihr nothwendig erscheint. Diese hochblonde Juno mit dem üppigen Leibe und den hellblauen, von schönen Augenbrauen umwölbten Augen, kann so geistreich, naiv und inoffensiv erscheinen, wie es bei ihrem Aeußern nur einer so geistvollen und künstlerisch begabten Natur möglich ist. Sie ist

in gewisser Beziehung gefährlicher als selbst Md. Lieben, weil sie ein Recht hat, die Diplomatie ganz in den Hintergrund, und nur die Künstlerin, oder das poetenbegeisterte Weib, oder die feine frivole Salondame hervortreten zu lassen. Mit welchem Erfolge nun diese Genien der weiblichen Diplomatie wirken werden, das läßt sich von vornherein nicht bestimmen, da gar nicht ausgemacht ist, welcher Natur ihre Mission sei, es ist nicht gewiß, ob sie eine bestimmte Aufgabe übernommen, das heißt eine positive, oder ob sie blos im Allgemeinen freundlicheren, nachgiebigeren Gesinnungen vorzuarbeiten haben.

Preussisches. Die Kreuzzeitung hat bekanntlich in ihren weitläufigen Räumen, neben den eleganten Salons für vornehme Herren, fromme Geistliche und elegante Staatsmänner, auch ihr Gesindestübchen, „Zuschauer“ genannt, in welchem Polizeispione und andere sehr nützliche Staatsbürger und nothwendige Glieder der menschlichen Gesellschaft — aber doch höchstens für das Vorzimmer, mit eben demselben Eifer, aber in einer etwas andern Methode die Sache des Throns und des Altars verteidigen, als ihre Herren und Meister. Man ist ja ohnehin gewohnt, daß der Mann im Livree hinter dem Wagenstuh vornehmer um sich blickt als sein Herr, auf den er von oben herabsieht. Wie es sich für ihren Stand geziemt, reden sie mehr in der Sprache des gemeinen Mannes; sie machen Lieder „bi ba Böselör“ u. s. w., sie wenden sich an die Polizei-Commissaire, ihre Vorgesetzten, um sie auf verdächtige Hüte und Gravatten aufmerksam zu machen, und sie helfen ihrem defecten Witz durch ein eifriges Studium des Kladderadatsch auf. Zuweilen nehmen diese Kollegen von Ohm aber auch eine gravitatische Miene an, und geriren sich als die Patrone ihrer Brodherrn. So haben sie sich neulich einmal für die Reputation der preussischen Diplomatie in Neapel verbürgt. Wir glauben nicht, daß diese sich dadurch sehr geschmeichelt fühlen wird.

Die hannover'sche Verfassungsangelegenheit. Nachdem das hannoversche Novemberrministerium von 1851 durch seine partielle Veränderung im April d. J. sichern Bestand und feste Gestalt gewonnen hatte, sah es sich endlich in den Stand gesetzt, statt der bisherigen unbestimmt reactionären Farbe mit deutlichen Ausweisen über seine Stellung hervorzutreten. Es legte sein Programm in drei Hauptstücken vor. In dem ersten zeigte sich die Wirkung des eingetretenen Personenwechsels. Denn erst seit Herr v. Borries das Innere an Stüve's ehemaligen Generalsecretair, Herrn v. Hammerstein abgegeben hatte, und nebst Herrn v. d. Decken in die bremischen Marschen entwichen war, gab es im Ministerium eine Einheiligkeit über den nächsten und wichtigsten Gegenstand seiner Thätigkeit, die Organisationsgesetze. So wurden sämtliche Justizorganisationen in der Gesetzsammlung publicirt, und sollten mit den 1. October d. J. ins Leben treten; während die Verwaltungsgesetze, namentlich das über die Amtsvertretung, den Ständen zu einer nochmaligen Prüfung zurückgegeben wurden. Die Reorganisation der Provinziallandschaften wurde sogar benutzt, um auch den Junkern einiges Wohlwollen zu beweisen, und sie für die brüste Entlassung ihrer Schildhalter im Ministerium einigermaßen zu entschädigen. Die Berufung des Junkerparlaments nach Hannover, darf als das zweite Hauptstück des ministeriellen Programms gelten. Indessen ruht es sicherlich mehr auf der persönlichen Stellung des Ministerpräsidenten v. Schele, als auf der Gesinnung seiner Kollegen. Das dritte sind die

Vorlagen über einige Abänderungen der Verfassung. Das Schreiben des Gesamtministeriums, welches jene Vorlagen enthält, ist von dem Fühigsten unter seinen Collegen, dem Finanzminister Bachmeister abgefaßt. Es enthält in zehn Artikeln eine Reihe von Forderungen, die den ausgesprochenen Zweck verfolgen, die hannöversche Verfassung von den allzusehnsinnigen Geburten des Jahres 1848 zu säubern. Also in friedlicher und einstweilen noch geseglicher Form dasselbe, was die hohen Bundesgenossen unsres Königs auf dem tumultuarischen Weg der rettenden Thaten unternommen haben. Wiederum zeigt sich die glückliche Ausnahmstellung, welche wir seit 1848 behaupten. Zwar haben auch unsre Junker nicht versäumt, das böse Schicksal Hessens an die Wand zu malen, doch möchte sich die Rolle des Hassenflug's aus den verwendbaren Kräften unserer Parteien schwerlich besetzen lassen.

Wenn diese wichtige Angelegenheit demnach im Lande selbst und auf dem Wege friedlicher Mittel ihren Austrag finden wird, so kommt es darauf an zu erfahren, wie das Land und die politischen Parteien zu derselben stehen. Im vorliegenden Falle lassen alle jene mannichfachen Anzeichen, an denen man die öffentliche Meinung erkennt, keinen Zweifel über die Stimmung der Hannoveraner in Bezug auf die ministeriellen Vorschläge. Gegen die nachdrückliche Verurtheilung und Zurückweisung, welche sie in allen selbstständigen Zeitungen und Parteien, von dem gemäßigsten Liberalismus bis zur entschiedensten Demokratie hinunter, erfahren haben, wollen die wenigen schüchtern empfehlenden Stimmen in abhängigen Blättern Nichts bedeuten. Stüve selbst, an der Spitze der mächtigsten Partei in der zweiten Kammer, hat längst im Osnabrücker Volksblatt mit Emphase erklärt, daß er vom Drohen nicht sterben möge. Ueber ihn hinaus conservativ aber sind nur sporadische Junker in der ersten, und solche Beamte in der zweiten Kammer, die sich wie ein unselbstständiger Schweif an jedes Ministerium hängen. Es ist also mit Recht zu erwarten, daß die Regierungsvorlagen einen geschlossenen Widerstand begegnen werden, der unsre treffliche Verfassung vor allerhand überflüssigen Correcturen bewahren wird. Wenn man dem Ministerium in unwesentlichen Dingen Nachgiebigkeit zeigen wird, so geschieht das höchstens, um den tüchtigen Männern, die es bilden, ihre schwierige Stellung zwischen Hannover und Frankfurt einigermaßen zu erleichtern. Aber zu wirklichen Opfern auf Kosten unsres Rechtes und unsrer Freiheit dürfen solche persönliche Rücksichten niemals verleiten. —

Literatur. — Wir sind diesmal in der angenehmen Lage, unsere Leser auf eine ganze Reihe vortrefflicher Schriften aufmerksam machen zu können. Die erste derselben ist:

Das classische Alterthum in der Gegenwart, eine geschichtliche Betrachtung von Dr. Wilhelm Herbst. Leipzig, Teubner. Mit Geist und was die Hauptsache ist, mit einer großen Wahrheitsliebe, ist die wechselnde Stellung dargestellt, welche seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Philologie zu dem allgemein wissenschaftlichen, poetischen und politischen Leben Deutschlands eingenommen hat. Das Buch macht einen um so erfreulichern Eindruck, da man in den literarhistorischen Schriften der letzten Zeit nur zu sehr daran gewöhnt ist, äußerst leichte Arbeit mit großer Selbstgefälligkeit gepaart zu sehen. Wir hätten gewünscht, daß der Verfasser sich strenger an seinen Gegenstand gehalten hätte. Um das Verhältniß der philologischen Studien zu den allgemeinen Bestrebungen der Nation darzustellen, ist es freilich nothwendig, wenig-

stens einigermaßen auf die letzteren einzugehen, allein es ist doch auch da eine Grenze zu ziehen. Durch Ueberschreitung dieser Grenze entsteht ein doppelter Uebelstand: einmal wird unsere Aufmerksamkeit zerstreut durch die vielfachen, zum Theil sehr geistvollen Andeutungen über den Gang der allgemeinen Literatur, die doch zu keinem befriedigenden Abschluß kommen. Ungelöste Fragen wirken aber immer verwirrend ein. So bleiben wir z. B. in Zweifel darüber, wie die religiösen Ansichten des Verfassers mit seiner übrigen Bildung im Einklang stehen, und dieser Gedanke beschäftigt uns in einer Lebhaftigkeit, die für den Zweck der gegenwärtigen Arbeit unnöthig wäre. Sodann werden manche Fragen, die recht eigentlich zum Gegenstand gehören, verhältnißmäßig nicht mit der gleichen Ausführlichkeit behandelt. So kommt z. B. in der Vergleichung zwischen der specifisch philologischen Methode mit der historischen Philologie, die erstere zu kurz, und gerade hier war eine genauere Untersuchung indicirt, die auch für den Standpunkt der allgemeinen Bildung, auf den die Schrift berechnet ist, ein volles Interesse gehabt hätte. Den Gedanken an eine vollständige historische Darstellung des Gegenstandes muß man also aufgeben. Dagegen finden wir fast auf jeder Seite belehrende Anregungen, die uns diese für unser ganzes Leben so wichtige Frage in ein neues Licht setzen. Eine derartige, gewissermaßen physiologische Darstellung von dem Gange einer Wissenschaft, d. h. eine Darstellung, in der sie nicht isolirt für sich, sondern wenigstens bis zu einer gewissen Grenze als ein Ausfluß des allgemeinen Geistes entwickelt wird, ist sehr fruchtbar, wenn sie auf eine solide Kenntniß des Gegenstandes sich stützt und zugleich durch eine univverselle Bildung aufgeklärt wird, wie es hier in hohem Maße der Fall ist. Abgeschlossen ist der Gegenstand mit dieser Darstellung keineswegs; aber es ist eine wesentliche Vorarbeit zu einer wirklichen Geschichte der Philologie.

Abgeschlossen ist auch der Gegenstand nicht in einer zweiten Schrift, die wir hier anführen: Ueber den Kunstsinu der Römer in der Kaiserzeit. Von Dr. Ludwig Friedländer. Königsberg, Samter. Der Verfasser hat sich fast ausschließlich auf die Schriftsteller der Kaiserzeit beschränkt, und was sich aus ihnen für den Kunstsinu der Römer entnehmen läßt, mit umfassender Gelehrsamkeit und gründlicher Kritik zusammengestellt. Zugleich hat er es verstanden, durch eine klare, sachgemäße und elegante Darstellung seine Forschungen auch dem größern gebildeten Publicum zugänglich zu machen.

Ueber ein anderes Werk können wir hier nur vorläufig einige Andeutungen geben, weil es in periodischen Lieferungen erscheint — beiläufig für die Kritik eine immer ziemlich undankbare Aufgabe. Denn ein abschließendes Urtheil kann sie doch nicht geben, und andererseits liegt es gerade im Interesse dieser Schriften, daß das Publicum während ihres Erscheinens darauf aufmerksam gemacht wird. Wir meinen hier die Geschichte der deutschen Literatur, mit Proben aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller, von Heinrich Kurz. Leipzig, Teubner. Das Werk ist auf 23 Lieferungen berechnet, von denen bis jetzt 6 erschienen sind. Schon der verhältnißmäßig fabelhaft billige Preis (die Lieferung 9 Neugroschen) verdient Beachtung. Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gesetzt, ein möglichst vollständiges Material zu geben. Die hinzugefügten Bemerkungen, so weit sie nicht gleichfalls Referate sind, dienen nur dazu, in diesem Material einigermaßen zu orientiren. Ein solches Buch ist ein allgemeines Bedürfnis, und wenn man auch in manchen Punkten wegen der Auswahl und wegen der

Ansichten mit dem Verfasser rechten möchte, so muß man doch anerkennen, daß der Hauptzweck erreicht ist.

Als ein Meisterstück kritischer Gewissenhaftigkeit, wie man sie gar nicht gewohnt ist auf die Schriftsteller des 17. Jahrhunderts verwendet zu sehen, führen wir den Versuch einer Ausgabe des abenteuerlichen *Simplicissimus* an, von Dr. Holland in Tübingen, nach den vier ältesten Drucken bearbeitet. — Eine für den Missionsverein für China bestimmte Schrift: *Geschichte der Bruderschaft des Himmels und der Erden, der communistischen Propaganda China's*, vom Prediger Röttger, giebt uns einige Einblicke in dieses Land, die gegenwärtig um so mehr interessieren dürften, da China durch seinen neuesten Verkehr mit Californien vielleicht in nicht zu langer Zeit berufen sein dürfte, eine thätigere Rolle in den allgemeinen Weltbegebenheiten zu spielen, als bisher der Fall gewesen ist. —

Unter den neuerschienenen französischen Schriften machen wir vor allen Dingen aufmerksam auf: Michel Chevalier: *Examen du système commercial connu sous le nom du système protecteur*. Chevalier ist bekanntlich einer der entschiedensten und geistvollsten Vertheidiger des Freihandels in Frankreich, und seine Schule hat in der neuesten Zeit bedeutende Fortschritte gemacht. — Freunde der ältern französischen Literatur sind auf zwei Monographien zu verweisen: *Pensées de Pascal, publiées dans leur texte authentique avec un commentaire suivi et une étude littéraire*, par Havet. Bekanntlich hat man erst in neuerer Zeit entdeckt, daß der Text dieses letzten und vielleicht geistvollsten Werks von Pascal durch die frommen Väter von Port royal nach dem Geist ihrer religiösen Richtung bedeutend interpolirt war, und daß daraus die seltsamsten Widersprüche hervorgegangen waren. Nach dem kritisch gesichteten Text basirt Pascal mit Entschiedenheit den Glauben auf die Verzweiflung der Vernunft an aller Erkenntniß. — Ferner Brunet's bibliographisch-kritische Untersuchungen, über die ursprünglichen Ausgaben des Rabelais.

Ein sehr zweckmäßiges Unternehmen ist ferner: *Uebersichtliches Handbuch einer Geschichte der slawischen Sprachen und Literatur, nebst einer Skizze ihrer Volkspoesie*, von Talvj. Mit einer Vorrede von Edward Robinson. Ins Deutsche von Dr. Brühl. Leipzig, Carl Geibel. — Das englische Werk erschien 1830 und hat mit Recht allgemeinen Anklang gefunden. Zwar kann man bei einem Gegenstande, in dem es an bedeutenderen Vorarbeiten fast gänzlich fehlt, und der einen so ungeheuern Horizont hat, in einem kleinen Handbuch eine umfassende Darstellung und einen Abschluß nicht erwarten, allein die Grundlinien zu einer wissenschaftlichen Darstellung sind mit Geist und Einsicht gezogen, und vielleicht ist gerade die Abwesenheit eigentlich gelehrter Forschung ein günstiges Moment für die Popularität des Buchs, das einen weitem Leserkreis verdient. —

Wir gehen jetzt auf die Naturwissenschaften über, ein Gebiet, das uns eigentlich ferner liegt, und das wir nur in so weit berühren dürfen, als sich auch darin einzelne Momente finden, die in unsern Gesichtskreis gehören. — Zunächst machen wir dringend aufmerksam auf eine kleine Schrift: *Die Phrenologie in ihren Grundzügen und nach ihrem wissenschaftlichen und praktischen Werth*. Von Prof. Julius Schaller. Leipzig, Carl Geibel. — In einer ruhigen, leidenschaftslosen Darstellung, mit fort-dauernder Zugrundelegung der Thatfachen und der Jedermann geläufigen logischen Ge-

sehe wird hier für jeden Unbefangenen bis zur Evidenz bewiesen, daß die phrenologische Methode der Beobachtung und der Schlußfolge ohne allen wissenschaftlichen Werth ist, und daß daher auch von positiven Resultaten nicht die Rede sein kann.

Ein allerliebstes Lesebuch ist: Naturstudien, Skizzen aus der Pflanzen- und Thierwelt, von Hermann Masius. Leipzig, Brandstetter. — Der Zweck des Verfassers ist, verschiedene Gegenstände der Natur von ihrer ästhetischen Seite der Anschauung näher zu führen, ungefähr wie es Vischer in seiner Aesthetik versucht hat, natürlich mit größerer Ausführlichkeit. Die Darstellung ist sehr anmuthig, und wir wünschten nur, daß die zuweilen etwas gezierte Eleganz vermieden wäre.

Von dem rühmlichst bekannten Atlas zu Humboldt's Kosmos, herausgegeben von Traugott Bromme, ist die dritte Lieferung (Taf. 13—18) erschienen (Stuttgart, Kraus u. Hoffmann). — Außerdem müssen wir erwähnen:

Bernhard Cotta, geologische Bilder. (Leipzig, Weber. 1½ Thlr.) Junghuhn, Java, seine Gestalt, Pflanzendecke und innere Bauart. Nach dem Holländ. von Hasparl. (Leipzig, Arnold. 12/3 Thlr.) — Das rühmlichst anerkannte Lehrbuch von Ad. Diesterweg: Astronomische Geographie und populaire Himmelskunde, zum Schulgebrauch und Selbstunterricht, ist in einer vierten, vermehrten und verbesserten Auflage erschienen (Berlin, Enslin). — Als eine sehr gute Monographie ist ferner die wissenschaftliche Vorlesung von Adolph Schlagintweit: Ueber den geologischen Bau der Alpen anzuführen.

Mit Erscheinen des 2. Bandes wurde so eben vollständig: W. Benecke's System des See=Assicuranz= und Bodmereiwesens. Vollständig und zeitgemäß umgearbeitet von Vincent Nolte. (Hamburg, Perthes, Besser und Mauke. 2 Bde über 2000 groß 8. Seiten stark. 12 Thlr.)

Endlich gehen wir auf die Poesie über. Zunächst müssen wir mit großem Lobe anführen das Gedicht von Scherenberg: Leuthen (Berlin, Franz Duncker). In Beziehung auf die eigentliche Lyrik sind wir so ziemlich blasirt, weil wir nachgerade nichts Neues mehr darin finden, wenn man uns die Empfindungen schildert, die das Aufgehen des Mondes oder der Untergang der Sonne, die der Verlust einer Geliebten oder das Wiedersehen eines Freundes erregt; wir sehen daher mit großem Vergnügen, daß sich gegen diese stofflose, aus Reminiscenzen zusammengesetzte Empfindungsschwelgerei eine starke Reaction erhebt, die vor allen Dingen darauf ausgeht, neue Stoffe zu schaffen. Wir wollen daher auch die Wahl dieser Stoffe nicht auf die Goldwaage legen, wir wollen nicht näher darauf eingehen, ob eine Schlacht überhaupt ein zweckmäßiger Gegenstand für ein beschreibendes Gedicht ist, selbst wenn sich so viel Reflexionen von allgemein historischer Bedeutung daran knüpfen, wie es bei der Schlacht bei Leuthen der Fall ist. Uns kommt es hier zunächst auf die Ausführung an, und diese ist wenigstens im Ganzen sehr gelungen. Der Dichter hat das alte Nibelungenversmaß gewählt, freilich in einer so freien Behandlung, daß man mitunter an Knittelverse denkt, und diese Nachlässigkeit in der Form macht sich auch zuweilen in der Sprache geltend. Aber selbst die Fehler kann man begreifen und entschuldigen als Uebertreibungen der leitenden, im höchsten Grade anerkenntnenswerthen Tendenz, ein derbes, kräftiges Gemälde der Realität zu geben, ohne alle Anwendung jener conventionellen Formen, die der epischen Poesie alle Frische und Natürlichkeit rauben. Es

weht durch dieses Gedicht ein Zug von frischem, kräftigem Leben, und wenn wir auch zuweilen über den Geschmack des Dichters stark den Kopf schütteln müssen, so ist doch wenigstens hier eine Natur, an der man überhaupt Kritik ausüben kann.

Recht hübsch ist auch die Uebersetzung eines russischen Gedichts: Das Märchen von Iwan Zarewitsch und dem grauen Wolf. Mit einem Vorwort von Justinus Kerner. Stuttgart, Hallberger. — Der Dichter desselben, Soukowsky, hat sich unter andern durch die Uebersetzung der Schiller'schen Balladen und der Odyssee ins Russische bekannt gemacht. Der Stoff des Gedichts ist alten russischen Nationalsagen entnommen, die für uns gerade ihrer Abenteuerlichkeit wegen etwas sehr Pikantes haben, und die mit großem Geschick in einander verarbeitet sind.

Von Liederansammlungen liegen zwei Uebersetzungen vor uns, zunächst: Die Nationallieder der Magyaren, übersetzt von Vasfi und Benkö, Braunschweig, Feger, eine Uebersetzung, die sich vor den vorher bekannten durch eine befriedigende Correctheit auszeichnet. Die meisten der aufgenommenen Lieder sind patriotische Zeitgedichte. — Ferner müssen wir noch einmal auf das spanische Liederbuch von Emanuel Geibel und Paul Heyse zurückkommen (Berlin, Wilhelm Herz.), welches wir schon einmal angezeigt haben. Je öfter wir darin blättern, desto mehr erfreut uns der wahrhaft poetische Sinn, mit dem diese lyrischen Spielereien in dem doch immer widerstrebenden Stoff der deutschen Sprache nachgebildet sind. Die Componisten werden eine reiche Ausbeute darin finden. — Zu erwähnen ist noch: Der poetische Pilger durch Deutschland und die Schweiz, herausgegeben von Joseph Rant, Stuttgart, Hallberger. Der Herausgeber hat die lyrischen Gedichte der neuen deutschen Literatur nach den Localitäten geordnet, auf welche sie sich beziehen, freilich zuweilen etwas gewaltsam, und dadurch ein brauchbares Reisetagebuch zusammengestellt.

Theater. — Es ist in diesem Augenblick im Theater eine große Ebbe eingetreten. Neue Stücke werden nicht geschrieben, die Truppen sind durch Urlaube und Wechsel der Anstellungen zersplittert, die Sommertheater locken die Masse ins Freie, und es ist kaum zu erwarten, daß im Laufe des Sommers eine wesentliche Veränderung eintreten wird. Unter diesen Umständen ist es kaum zu verwundern, wenn die Directoren zu allen möglichen Mitteln greifen, um wenigstens den Schein eines Publicums ins Theater zu locken. In Leipzig wird das durch ein zweites, unerhört billiges Abonnement erreicht. Auf der einen Seite begreift man wol die Gründe dieses Verfahrens, denn Nichts wirkt auf die Schauspieler niederschlagender, als fortwährend leere Häuser; allein die Sache hat doch auch ihre andere Seite. Abgesehen von dem wirklichen oder vermeintlichen Unrecht, welches den eigentlichen Abonnenten zugesügt wird, gewöhnt sich auch allmählich ein Publicum ins Theater, welches durch unzumuthbaren Beifall die Schauspieler vollständig demoralisirt, und das ist ein Einfluß, der in späterer Zeit sich schwer aufheben läßt. —

Die deutsche Schauspielergesellschaft in London hat mit ihrer ersten Vorstellung einen ganz entschiedenen Erfolg davon getragen, und das will um so mehr heißen, da das Publicum ein sehr ausgewähltes war. Schon der nicht unbedeutende Preis (ein Parquetstz 15 Shilling oder 3 Thlr., ein Platz im Parterre 3 Shilling oder 1 Thlr.) veranlaßt eine gewisse Sichtung des Publicums; es kommt aber auch noch

der Einfluß des Prinzen Albert hinzu, das Interesse für das deutsche Theater zu einer Modesache zu machen. Nach Allem, was wir von den englischen Schauspielern wissen, ist ihre Darstellungsweise so outrirt, daß das maßvolle Spiel des Herrn Devrient und seiner Gefährten als eine wohlthätige Reaction angesehen werden muß. — Für die weiteren elf Vorstellungen sind unter anderen *Cabale und Liebe*, der arme Poet, der gerade Weg ist der beste, und humoristische Studien angesetzt; auch soll *Egmont* wiederholt werden. — In dem Wagner'schen Proceß scheint es, als ob noch eine schlimmere Wendung eintreten wird. Abgesehen von den ungeheuren Proceßkosten, die Fräulein Wagner zu tragen hat, und dem Verlust, den sie durch das Verbot des Auftretens bei Gye erleidet, scheint Herr Lumley auch noch mit einer bedeutenden Entschädigungsklage auftreten zu wollen. Wir bedauern die ausgezeichnete Künstlerin auf das Lebhafteste, müssen aber doch dabei bemerken, daß es im Allgemeinen Nichts schaden kann, wenn unsren Virtuosen einmal eine Lection gegeben wird. Denn durch den allgemeinen Weltverkehr sind die Ansprüche derselben so ins Ungeheure gestiegen, daß sie zu den deutschen Lebensbedingungen in gar keinem Verhältniß mehr stehen, und daß, wenn es so fortgeht, auch das am reichsten dotirte deutsche Theater nicht mehr im Stande sein wird, Erträgliches zu leisten. —

Roger hat in Stuttgart gastirt; die Rachel wird am 24. in Aachen auftreten.

Bildende Kunst. Vor einigen Jahren fertigte Rauch die Skizze zu einer Gruppe, in der er Goethe und Schiller vereint darstellte, wie der ältere den jüngeren leitet und den Lorbeerkranz als Ziel und Preis gemeinsamen Strebens über beider Häupter emporhält. Der Gedanke duldet nicht die Anwendung des Modecostums, und so hat der Künstler durch eine freie, ideale Gewandung die Erscheinung Beider in das ideale Gebiet emporgehoben und ein geistig verklärtes Abbild der beiden Dichter geschaffen. In Weimar, welcher Ort für die Aufstellung am geeignetsten erschien, war man bereit, ein Comité zur Uebernahme der erforderlichen Geschäfte zu gründen, die Angelegenheit wurde aber vom Hofe allein in die Hand genommen und die besten Ansichten zur Förderung der Sache waren vorhanden. Neuerdings aber sind von da aus Bedingungen gestellt worden, die der Schöpfer des Kunstwerks unmöglich eingehen konnte, nämlich eine totale Umänderung der Gewandung in eine zur Lebzeit der Dichter übliche Modetracht, die Krönung eines Jeden von Beiden mit einem Lorbeerkranze, also das vollständige Umwerfen des leitenden Gedankens, und zuletzt die Ausführung des Gusses in der königl. Erzgießerei in München. Da Rauch jede dieser Bedingungen zurückwies, so sind, wie erzählt wird, von Weimar Anträge an andere Künstler für eine derartige Gruppe gestellt worden. —

Das vor kurzer Zeit enthüllte Rembrandt-Monument in Amsterdam, stellt den gefeierten Künstler dar in sinnender Stellung mit geneigtem Kopfe und herabhängenden gekreuzten Armen, so daß die untere linke Hand den Mantel, die obere rechte die Reißfeder hält. Der Körper ruht auf dem rechten Beine, indem das linke etwas vorgestreckt ist; die Bekleidung ist zeitlich: enganschließendes Wams, faltenreicher Mantel, bis zum Knie reichende Bauschhosen, Strümpfe und Schuhe mit Schleifen und endlich das, durch Rembrandt's eigene Portraits so wohl bekannte, das Gesicht beschattende Barret. Hinter der Figur steht ein Malerkasten, darauf ein aufgeschlagenes Skizzenbuch, Pinsel

und Palette, theilweise von einem Vorbeerfranze umschlungen, gegen den Kasten lehnt ein großes Buch mit den Anfangsbuchstaben R. v. R. Die Höhe des Bildes mit der angegossenen Plinthe beträgt 15 Fuß (Amsterdamer Maß). Ein Postament aus grauem Stein, auf dessen Vorderseite der Name Rembrandt und auf der hintern die Worte: *Hulde van het Nageslacht. Anno 1852.* stehen, trägt die Figur. — Der Verfertiger des Werkes ist der Bildhauer Royer, Mitdirector der Akademie von Amsterdam, schon bekannt durch die Modelle zu de Ruyter's und Wilhelm des Verschwiegenen Standbildern. Gegossen ist es in der Fabrik des Herrn Enthoven unter Leitung des Meistergießers Izar Jacobsen. —

Prof. Otto in Berlin hat das lebensgroße Bildniß des Königs von Preußen, bestimmt in dem Palaste des Fürsten Volkonski in Petersburg aufgestellt zu werden, vollendet. Der König ist in russischer Uniform, auf einer hochgelegenen Terrasse stehend, dargestellt, von welcher aus man die neuesten Bauwerke, welche Potsdam der Kunstliebe des Königs verdankt, erblickt. Das Bild wird als eines der vollendetsten Werke der Portraitmalerie bewundert. Zwei andere Portraits des Königs hat der Künstler schon wieder in Arbeit. —

Im Auftrage König Ludwigs ist in der Glasmalerei-Anstalt zu München ein Glasfenster von 28 Fuß Höhe und 19 Fuß Breite für den Regensburger Dom ausgeführt worden, als Fortsetzung des früher begonnenen, aber durch Anfertigung der Fenster für die Auer Kirche und den Kölner Dom unterbrochenen Unternehmens. Nach Art der älteren Werke besteht dieses Fenster nicht aus einer zusammenhängenden historischen Darstellung, sondern aus einzelnen, in die, durch die architektonische Fensereintheilung gegebenen Räume vertheilten Gestalten und Ornamenten. In der mittleren der vorhandenen 5 Abtheilungen sieht man die sitzende Madonna mit dem Kinde als *patrona Bavariae*, in den 4 Nebenseiten die 4 ersten bayerischen Bischöfe: St. Kotharius (Regensburg), St. Corbinian (Freising), St. Willibald (Gichstätt), St. Ruthbert (Salzburg), sämtliche Gestalten nach den Entwürfen von H. v. Heß, von Satner ausgeführt. — Peter v. Cornelius hat dem König Ludwig für sein Album eine Zeichnung eingesendet: den Entwurf zu einem Glasgemälde für den Nachner Dom, eine Krönung der Maria darstellend. In Rom findet besonders bei den Damen ein Grabmonument v. Steinhäuser großen Beifall. Drei Mädchen, einander umschlingend, schlafen unter einem Kreuze, ein Engel weckt sie zur Auferstehung. Bei sehr feiner und zarter Ausführung ein zwar zierliches, aber schwächliches Werk. —

Musik. Bei J. Mibl in München erschien folgendes interessante Werk: *W. A. Mozart, Offertorium in Festo St. Joannis Baptistae quatuor vocibus junctis 2 Violinis, Violano et Organo descriptum. Nunc primum in lucem edidit, versione germanica et praefatione illustravit Dr. Carolus Schafhaeuell. Partitür 25 Sg. Ausgeschriebene Stimmen 25 Sgr.*

C. Georg Lickl, gab bei Diabelli in Wien heraus: *Lamentationes Jeremiae Prophetiae choraliter vocum concentui accommodatae.* Sie sind in dem von Palestrina und seinen Nachfolgern gegründeten und von der katholischen Kirche recipirten Style geschrieben. Daraus ergiebt sich, daß gewisse hergebrachte Formen und Modulationen, die im Laufe der Jahrhunderte dieser Art Musik sich angeheftet haben, auch hier nicht

fehlen. Der Verfasser konnte darum sein hauptsächlichstes Streben nur auf feinere und interessante Harmonisirung richten, und seine Leistungen hierin sind wirklich beachtenswerth. Der in der katholischen Kirche stattfindende Gebrauch, die den einzelnen Abschnitten der Klagelieder im Urtexte, so wie die in der Vulgata vorsehenden Buchstaben und Zeichen ihrer hebräischen Benennung nach mit zu componiren und absingen zu lassen, hat auch Lickl veranlaßt, die Buchstabennamen Aleph, Beth, Gimel, Daleth in Musik zu setzen. Will man diese Lamentationen in evangelischen Kirchen gebrauchen, so wird es nöthig sein, die Anfangsworte: *incipit lamentatio etc.* und die hebräischen Buchstaben wegzulassen.

Herr Bousquier in Nancy, früher Capellmeister einer Regimentsmusik, beschäftigt sich jetzt damit, Beethoven'sche Kammermusik als Quintette für Flöte, Oboe, Clarinette, Horn und Fagott einzurichten. Er hat mit dem C moll-Quartett, op. 18, No. 4, begonnen, dem schon das Trio, op. 11, B Dur, nachgefolgt ist. Die Zusammenstellung der hier genannten Instrumente bietet die feinsten und edelsten Klangwirkungen, und jedes einzelne derselben gestattet so viel freie Beweglichkeit, daß eine dem Streichquartett wenigstens annähernde Wirkung sich erzielen läßt. Zum ersten Mal stellte der berühmte Reicha in Paris dieses kleine Orchester auf, und er schrieb für dasselbe nahe an 20 Quartette in der üblichen classischen Form, die in dem Pariser Conservatorium jetzt noch benutzt werden, in früheren Jahren aber auch in Deutschland sehr oft executirt wurden. Eine große Anzahl von ihnen sind noch nicht veraltet; sie verdienen eine um so dringendere Empfehlung für unsre Zeit, als gerade die Bläser in den Orchestern weniger Gelegenheit haben, sich mit Form und Inhalt der feinern Kammermusik vertraut zu machen.

Da in den bisherigen Bekanntmachungen des Preussischen Staatsanzeigers diejenigen Bestimmungen, welche sich auf den Zwangsvertrieb der Zeitschriften durch die Post beziehen, noch keinen Raum gefunden haben, so berechtigt uns das wohl zu der Hoffnung, die Ausführung der von den Kammern votirten Beschlüsse wäre noch bis zu näherer Information aufgeschoben. Im allgemeinen Interesse des deutschen Buchhandels wäre aber eine beruhigende Erklärung darüber wünschenswerth.

Herausgegeben von **Gustav Frentag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. C. Elbert** in Leipzig.

Am 1. Juli beginnt das **II. Semester** des **XI. Jahrgangs** der „**Grenzboten**“. Die unterzeichnete Verlagshandlung erlaubt sich zur Pränumeration auf dasselbe einzuladen und bemerkt, daß alle Buchhandlungen und Postämter Bestellungen darauf annehmen.

Leipzig, den 15. Juni 1852.

Fr. L. Herbig.

22. JUNI 1973

6761 FEB 1 1. FEB. 1973

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen